

Wer viel zu geben hat

Warum Großzügigkeit eine Tugend ist – eine Gabe, die nichts mit Verschwendung zu tun hat, sondern mit Teilen und Verzeihen

Eine der berühmtesten Fabeln Jean de La Fontaines ist die Geschichte von der Grille und der Ameise. Den ganzen Sommer hindurch zirpte und sang die Grille zur eigenen Freude und zur Erbauung all der anderen Tiere, ohne auch nur einen Gedanken an den Winter zu verschwenden. Bei Kälteeinbruch aber hat sie Mühe, auch nur einen einzigen Wurm, eine einzige Fliege zu finden. Hungrig fleht sie ihre Nachbarin, die Ameise, an, ihr ein paar Körnlein Brot zu leihen, um die kalte Jahreszeit zu überleben. Aber alles, was sie bekommt, ist Spott: „Was, du hast den ganzen Sommer lang gesungen? Na gut, dann tanze jetzt!“

Nicht nur im Tierreich, auch in der Welt des Homo consumens hat die Großzügigkeit einen schweren Stand. Wenn Geiz geil ist, was, bitte, soll es dann bringen, großzügig zu sein?

Für den Geizigen ist Geld kein Mittel zum Zweck – es ist der Zweck selbst. Wie viel er auch in seiner Raffgier zusammenträgt, es ist immer zu wenig, schreit immer nach mehr. Weshalb es ihm unmöglich ist, etwas abzugeben. Großzügigkeit ist für ihn gleichbedeutend mit finanziellem Selbstmord. Ihn interessiert nicht, dass Thomas von Aquin (1225–1274) die Habsucht als eine von sieben Schlechtigkeiten einstuft, auch unter dem Namen „sieben Todsünden“ bekannt. Alles, was er will, ist das beste Schnäppchen.

Allerdings hat die kurze Befriedigung, für möglichst wenig Geld möglichst viele Waren angehäuft zu haben, mit einem gelungenen Leben wenig zu tun. Zu diesem gehört die Tugend der Großzügigkeit, weil sie nicht nur dem Wohl anderer dient, sondern, indem sie unseren Charakter stärkt, auch dem eigenen – so jedenfalls Aristoteles (384–322 v. Chr.). Seiner Meinung nach heißt großzügig handeln, die rechte Mitte zwischen den Extremen des Geizes und der Verschwendung einzuhalten. Wer sich im echten Sinne großzügig zeige, tue dies außerdem gewohnheitsmäßig, mit Leichtigkeit und Lust. Leider ist diese Erkenntnis in einer Zeit, in der der Mensch Lust mehr mit einer Payback-Karte als mit Aristoteles' Nikomachischer Ethik assoziiert, etwas in Vergessenheit geraten.

Was zur Folge hat, dass Großzügigkeit oft nicht Freude bereitet, sondern Kopfschmerzen. Dies ist beispielsweise beim Schenken der Fall, einem der kompliziertesten Bräuche überhaupt. Wenn uns ein Freund Karten für eine Donizetti-Oper mit Edita Gruberova in der Hauptrolle überreichen würde,

würde uns das nicht enthusiastisch, sondern nachdenklich stimmen. Was sind wir diesem Freund jetzt schuldig? Wie können wir ihm Dankbarkeit zollen? Müssen wir ihn zu den Salzburger Festspielen ausführen? Sollen wir eine Privataudienz bei der Nettebko für ihn buchen? Was hat er sich eigentlich dabei gedacht, uns derart zu beschenken! Dass Großzügigkeit beim Schenken schnell zu einem unlösbaren moralischen Problem stilisiert wird, hängt damit zusammen, dass wir dazu neigen, vor allem auf den Geldwert des Geschenks zu schauen ... anstatt auf die Gesinnung des Gebers. Sollte, wer gewohnheitsmäßig und lustvoll großzügig ist, nicht eher Vorbild als Last für uns sein?

Großzügigkeit ist das Gegenteil von kleinkariertem Bilanzieren und pedantischem Berechnen. Sie hat eine innere Verbindung zur Großherzigkeit. Wer großzügig ist, ist auch großherzig genug, um darauf zu verzichten, die nicht immer ganz perfekten Persönlichkeitsmerkmale seiner Mitmenschen unter der Lupe zu betrachten. Dies wiederum macht es ihm leichter, zu verzeihen – eine Gabe, die besonders wieder zu Weihnachten, dem Fest der Liebe und der innerfamiliären Konflikte, eine enorme Bedeutung erlangt. Die Verzeihung ist die Vollendung der Moral. Sie erlaubt dem, der sich schuldig gemacht hat, ein besserer Mensch zu werden, ohne wegen seines Vergehens das Gesicht zu verlieren, und dem, der verzeiht, sich aus der Position des Geschädigten zu befreien. Niemand ist ohne Fehler. Der Großzügigste unter den Fehlerhaften drückt die Reset-Taste, und die zwischenmenschliche Ordnung ist wiederhergestellt.

Zu verzeihen heißt aber nicht zwangsläufig zu verstehen. Der Mensch, den wir oft am allerwenigsten verstehen, sind wir selbst. Warum fangen unsere Erregungsleitungen beim Anblick einer brandneuen, sündhaft teuren Prada-Tasche an zu glühen? Warum versetzt uns die Berührung unserer Fußsohlen mit einem Paar Louboutins in eine fiebrige Trance? ... Schwer zu fassen, warum wir immer wieder dem Extrem der Verschwendung anheimfallen, wenn wir doch eigentlich geizig bleiben wollen. Es braucht schon ein großes Quantum Großzügigkeit, um sich selbst diese Unbegreiflichkeit verzeihen zu können – Großzügigkeit und die Einsicht des Aristoteles, „dass man aber hin und wieder nach Seiten des Zuviel oder des Zuwenig abweichen muss, um die Mitte und das Rechte leichter zu treffen“.

Rebekka Reinhard



Die Autorin dieses Essays, Rebekka Reinhard, ist Philosophin mit eigener Beratungspraxis in München. Jüngst ist ihr drittes Buch erschienen: „Würde Platon Prada tragen“. Der kleine Band enthält neben augenzwinkernden Textminiaturen zu den wirklich bedeutenden Fragen unserer Zeit auch trefflich-minimalistische Zeichnungen von ihrer Hand (Ludwig Verlag).